



„WENN
DIE
FAUST
DES
UNIVERSUMS
ZUSCHLÄGT“

DR. JOHANNES WIMMER

GRÄFE
UND
UNZER

»Alter! Echt jetzt?!«, tobt eine Stimme in meinem Kopf. Sie beschwert sich beim Universum, beim Schicksal oder wer auch immer die Sterne so ungünstig ausgerichtet hat, dass ich jetzt hier vor dem Fahrradständer stehe, und das Fahrrad ist weg. Was willst du mir damit sagen? Dass ich schon die ganzen letzten Runden nicht mehr der Chef im Ring bin, habe ich ja kapiert. Aber das mit dem Fahrrad ist einfach nur link. Soll ich jetzt etwa bei der Hitze zu Fuß einen Kilometer bis zum Auto laufen? Das geht doch alles von meiner Zeit ab. Außerdem brauche ich meine Kraft doch für Maxi. Ich verstumme innerlich und lausche. Da muss doch jetzt eine Antwort kommen. Eine Stimme aus dem Off. Aber nichts. Stille.

Normalerweise würde mich das geklaute Fahrrad aufregen. Aber für Wut habe ich gar keine Kraft mehr. Ich laufe eh schon auf dem Zahnfleisch. Ein komisches Bild, denke ich und muss fast schmunzeln. Wer auf dem Zahnfleisch läuft, hat zumindest keine Schmerzen von einem Loch im Zahn. Diese eine Runde geht an dich, liebes Universum, beende ich den Dialog mit meinem unsichtbaren Gegner. Dann drehe ich mich um und mache mich auf den Weg zum Auto. Vielleicht steht das zumindest noch da, wo ich es zuletzt geparkt habe.

Inhalt

Ein Wochenende in Paris Juli 2019	8
Solotrip 13. August 2019, tagsüber	14
Ein Morgen im März 1988	17
Ohne Handbremse 13. August 2019, abends	19
Tokolosh 2004	21
Ein nervöser Hund 30. Oktober 2019	30
Der leere Kinderwagen Weihnachten 2019	35
Ein kleines Schweinchen kommt vorbei 13. Juni 2020	37
Das Kind hat nichts 3. August 2020	39
Augen verraten uns 4. August 2020, morgens	46
Die blasse Seelsorgerin 4. August 2020, abends	53
Henkersmahlzeit 7. August 2020	59

	8. August 2020	66
	So wie man aussieht, wird man auch behandelt	
	9. August 2020	68
	Einen Engel vor dir her	
	10. August 2020	71
	11. August 2020	77
	13. August 2020	78
	14. August 2020	79
	Das Baby aus der Diamantenmine	
	2004	79
	16. August 2020	83
	Echt jetzt?!	
	18. August 2020	84
	20. August 2020	87
	Ein paar Schritte im Paradies	
	29. August 2020	88
	31. August 2020	91
	Der Magier	
	2. September 2020	92

- ☐ 4. September 2020 94
- Alles gleich und doch anders**
5. September 2020 95
- Die Sonne Ghanas auf 12 qm**
6. und 7. September 2020 98
- Ein Spiegelei zum Abschied** 2002 104
- Marsupilami** 9. September 2020 107
- Ein Zeichen der Liebe in einer
dunklen Zeit** 3. Oktober 2020 110
- Gertrud, 93 Jahre** 15. Oktober 2020 115
- Die eine Bestellung noch** 1997 123
- ☐ 16. Oktober 2020 127
- Schwerelos** 21. Oktober 2020 127
- 23 Jahre später** 28. Oktober 2020 131
- »In Afrika wären Sie schon wieder
schwanger«** 2. November 2020 132
- ☐ 15. November 2020 136
- Alles, nur nicht rennen** 20. November 2020,
morgens 136

Geschenkte Zeit	20. November 2020,	
	abends	140
	21. November 2020	146
Dem Flieger nicht hinterhersehen	2010	147
Der Tag danach	21. November 2020	150
Ein Jahr in Schwarz	1991	156
Wie gewachsen	25. November 2020	160
Unter der Dusche	2. Dezember 2020	163
Schön traurig	4. Dezember 2020	167
Ein Herz für Kinder	5. Dezember 2020	176
Der Rat der Weisen	Mitte Dezember 2020	180
Kinderlachen	Weihnachten 2020	183
	30. Januar 2021	185
Im Garten mit Maxi	Februar 2021	186
2 + 1 = 4	März 2021	188
Impressum		192

machen Maxi und ich weiter, bis sie bei uns angekommen ist. Sie schaut in den Kinderwagen, wo die kleine Maus quietschfidel wie ein Schweinchen grunzt.

Ich kann das Grunzen nicht mehr halten, da ich selbst lachen muss, und atme aus mit einem »Hach jaaaa, wenn die Schweinchen da sind, ist immer was los«. Ich höre auf zu grunzen, weil ich mich vor Lachen kaum mehr halten kann. Auch Maxi lässt ihr Grunzen mit einem lang gezogenen Ton ausklingen.

»Wo wollt'n wir noch mal als Erstes hin?«, frage ich Clara, weil ich das bei all dem Lachen und Grunzen und Grunzen und Lachen ganz vergessen habe.

»Zur Post«, sagt sie und legt mir liebevoll die Hand auf den Rücken, um mich anzuschieben.

Wir gehen los. Maxi hat in der Zwischenzeit die Kette entdeckt, die am Kinderwagen über ihr befestigt ist, und grabscht fleißig mit ihren süßen Händchen nach den bunten Holzkugeln. Ob ich als Baby auch so gegrunzt habe, überlege ich und nehme mir vor, meine Mutter das nächste Mal danach zu fragen.

■ Das Kind hat nichts

3. August 2020

Mit der einen Hand schließe ich die Tür zu unserer Wohnung auf, in der anderen halte ich die Babyschale, in der Maxi schläft. Clara steht hinter mir und trägt ein paar Kindersachen. Wir sind beide tief in Gedanken, was der Kleinen nur fehlen könnte. Wir haben gerade einen herr-

lich lauen Sommerabend bei meiner Mutter im Garten verbracht. Maxi war die ganze Zeit schläfrig und hat wieder mehrmals erbrochen. Irgendwie spüren wir alle, dass mit ihr etwas nicht stimmt. Dabei sind wir schon bei drei verschiedenen Kinderärzten gewesen. Sie haben das Kind untersucht, ihr Blut abgenommen und einen Ultraschall gemacht. Alle drei waren sich unabhängig voneinander einig, dass es sich um eine Unverträglichkeit der Milch handelt, und haben uns empfohlen, ihre Nahrung umzustellen. Denn ansonsten ist Maxi, wie ein kleines Baby eben sein sollte: Sie schaut sich alles neugierig an, grabst mit ihren kleinen Händchen zielsicher nach ihrem Spielzeug und gackert vor sich hin. Nur immer wieder dieses Erbrechen, plötzlich, unvorhergesehen und ohne irgendeinen Zusammenhang. Weder kleinere Portionen der Milch noch sie eher aufrecht sitzend, flach liegend, auf der rechten oder linken Seite zu füttern hat geholfen. Ich kann mir einfach keinen Reim darauf machen.

»Ich mache die kleine Maus eben bettfertig«, sagt Clara und nimmt mir die Babyschale ab. Sie hebt Maxi heraus und so vorsichtig auf den Arm, als sei sie zerbrechlich. Als ich wenig später ins Schlafzimmer komme, um gute Nacht zu sagen, gibt Clara der Kleinen, die bereits in ihrem Bettchen liegt und tief und fest schläft, gerade einen Kuss. Ich beuge mich zu Maxi runter, nehme den wundervollen Duft aus frischer Babywäsche, zarter Creme und ihrer Babyhaut auf und küsse sie sanft auf die Stirn.

»Morgen rufe ich noch mal beim Kinderarzt an, so kommen wir nicht weiter«, sage ich, als ich in Claras sorgenvolle Augen schaue. Wir gehen ins Wohnzimmer und setzen uns aufs Sofa. So richtig wissen wir nicht, was wir mit dem angebrochenen Abend anfangen sollen.

»Vielleicht gehen wir auch einfach ins Bett«, sagt Clara. »Damit wir morgen fit sind.« Während wir noch nach dem Antrieb suchen, um vom Sofa aufzustehen, hören wir das Geräusch, das wir nur allzu gut kennen und das uns durch Mark und Bein fährt. Maxi spuckt.

Aber dieses Mal ist es anders. Denn bisher hat sie noch nie im Schlaf gespuckt. Mit wenigen Schritten sind wir bei ihr. Sie ist aufgewacht, scheint aber im Gegensatz zu uns wenig erschrocken. Während Clara sie auf die Seite dreht, damit sie sich nicht verschluckt, greife ich zu den Wickeltüchern, um ihr das Erbrochene erst mal ein wenig aus dem Gesicht zu wischen. Schweigend nimmt Clara das Kind auf den Arm und geht mit ihr zum Wickeltisch im Wohnzimmer, einer antiken Kommode, einem Erbstück ihrer Großmutter, die wir umfunktioniert haben, um sie umzuziehen.

Ich bleibe am Bett stehen, mein Blick geht ins Leere. In meinem Kopf rasen die Gedanken, ich versuche alle Möglichkeiten durchzugehen, die als Ursache für dieses Problem infrage kommen, aber die Sorge um dieses kleine Wesen ist so groß, dass ich keinen klaren Gedanken fassen kann.

Ich gehe zu Clara und Maxi ins Wohnzimmer. »Zieh ihr mal nicht den Schlafsack an, ich gehe jetzt mit ihr in die Kinderklinik«, sage ich und streichle Clara dabei sanft mit der Hand über den Rücken.

»Das ist eine gute Idee«, antwortet sie und hat Maxi mit wenigen Handgriffen angezogen. Vorsichtig legt sie die kleine Maus in den Kinderwagen.

Draußen ist es mittlerweile dunkel, aber immer noch so warm, dass ein T-Shirt vollkommen ausreicht. Ich gehe zur Kinderklinik, denn zu Fuß ist der Weg genauso lang wie mit dem Auto. Nur, dass man vor der Klinik meist keinen

Parkplatz bekommt. Maxi liegt mit ihren wuscheligen dunklen Haaren, den Kopf leicht zur Seite gedreht, behütet unter einer leichten Decke in der Wanne des Kinderwagens. Sie ist wieder eingeschlafen und sieht wundervoll zufrieden aus. Aber mein Bauchgefühl lässt sich von diesem friedlichen Anblick nicht beruhigen.

An der Kinderklinik angekommen, grüße ich die Dame, die etwas schläfrig hinter der Glasscheibe am Eingang sitzt, und sage, ohne meinen Schritt zu verlangsamten: »Guten Abend, ich müsste einmal in die Notaufnahme.« Als Antwort bekomme ich nur einen müden Blick.

Einige Flure und gläserne Doppeltüren weiter erreiche ich die Anmeldung der Notaufnahme. Eine ältere, erfahren wirkende Krankenschwester blickt von einem Schreibtisch hinter einer Glasscheibe auf, als ich an den Tresen trete. Ich begrüße sie freundlich, stelle mich vor und schildere unser Problem sowie die Sorge, dass das Kind sich in der Nacht an dem Erbrochenen verschlucken oder, noch schlimmer, es tiefer einatmen könnte.

Die Krankenschwester nimmt die Beschreibung regungslos hin. Kaum habe ich meine Ausführungen beendet, steht sie auf, geht ein paar Schritte auf mich zu und faucht mich vorwurfsvoll an: »Sie kommen um halb zehn abends mit einem spuckenden Kind in die Notaufnahme?«

Ich traue meinen Ohren nicht. Hat sie das gerade wirklich so gesagt? Voller Hoffnung bin ich ins Kinderkrankenhaus gekommen und anstelle von beruhigenden Worten entlädt diese Frau den Frust ihrer Spätschicht. Macht die das etwa mit allen Eltern so, die hier abends mit einem Anliegen kommen, das ihr nicht in den Kram passt? Ich richte mich ein wenig auf, vielleicht ist sogar ein kleines Räuspern zu hören, bevor ich ihr in ruhigen, aber unmissverständlichen

Worten klarmache, dass ich mir aus meiner Erfahrung als Arzt, aber vor allem auch als Vater durchaus zutraue, zu erkennen, dass mit diesem Kind etwas nicht stimmt. Dann füge ich noch hinzu, dass ich mir gerne ihren Namen notieren könne, für den Fall, dass sie uns abweise und dem Kind in der Nacht zu Hause etwas zustoßen sollte. Bevor sie also noch mehr Zeit unnötig ins Land gehen ließe, solle sie doch bitte so nett sein, mir den Anmeldebogen und einen Stift zu reichen und mich derweil schon einmal bei den ärztlichen Kollegen anzumelden.

Die Schwester ist diese Art einer Antwort sichtlich nicht gewohnt und scheint sich innerlich noch zu sortieren, ob sie nun auf Angriff gehen oder sich kooperativ zeigen soll. Doch meine Geduld ist mittlerweile aufgebraucht. Während sie noch mit sich selbst beschäftigt ist, sage ich in ruhigem Ton, der klar erkennen lässt, dass die Angelegenheit für mich geklärt ist: »Sie können mir dann jetzt den Anmeldebogen geben.« Ohne ein weiteres Wort reicht mir die Schwester den Bogen sowie einen Stift und verschwindet in Richtung Behandlungsräume.

Ich fülle das Papier rasch aus und schiebe den Kinderwagen sanft schaukelnd den Flur auf und ab, ohne den Tresen aus den Augen zu lassen. Es fühlt sich an, als würde Maxi das Schunkeln guttun und als ließe sich damit die Zeit dazu bewegen, schneller zu verstreichen.

Die Schwester kehrt mit Verstärkung zurück, man begutachtet meinen Auskunftsbogen und die Versichertenkarte. Die beiden Damen flüstern ein paar Worte miteinander, dann verschwindet die zweite Schwester wieder.

»Sind Sie *der* Dr. Wimmer?«, fragt meine ursprüngliche Ansprechpartnerin daraufhin mit leiserer Stimme als zuvor.

Ich verstehe die Frage nicht und schaue sie irritiert durch die Glasscheibe, die uns trennt, an.

»Wir würden Ihnen dann einen Wartebereich geben, wo Sie niemand erkennt und Sie nicht gestört werden.«

Bin ich hier bei der Versteckten Kamera? Ich drehe mich um, aber keine Menschenseele weit und breit. Außer der verschlafenen Empfangsdame und einem Paar, das hinter dem Haupteingang mit ihrer Tochter spielt, bin ich bisher niemand begegnet. Hat die noch alle Tassen im Schrank?, frage ich mich und hoffe im gleichen Moment, das nicht laut gesagt zu haben. Mit der nötigsten Fassung, die ich aufbringen kann, antworte ich: »Vielen Dank, aber das ist wirklich nicht nötig. Ich würde nur einfach gern jemanden aus dem Ärzteteam sehen, der einen zweiten Blick auf das Kind wirft. Bis dahin warte ich einfach hier.«

Die Krankenschwester nickt stumm und verschwindet. Stille. Maxi und ich warten im zeitleeren Raum, ich kann nicht sagen, ob wenige Minuten oder Stunden vergehen. Das Einzige, was uns umgibt, ist die erdrückende Unge-
wissheit.

Irgendwann öffnet sich am Ende des Flurs eine Tür und eine junge Frau in blauer Funktionskleidung schaut zu uns. Es scheint, als wolle sie uns zu sich bitten, also schiebe ich den Kinderwagen zu ihr.

»Guten Abend, ich bin die diensthabende Kinderärztin und würde mir Ihre Tochter einmal ansehen.«

Diese Worte sind wie ein Rettungsring, der mir auf stürmischer See zugeworfen wird. Es setzt ein Stück Erleichterung ein, aber eben auch nur ein Stück. Noch mal erkläre ich, wie die letzten Tage verliefen und welche Sorge Clara und ich haben. Die Ärztin hört gewissenhaft zu und stellt Fragen. Sie untersucht Maxi und nimmt ihr Blut ab.

»Sie können sie wieder anziehen«, sagt sie, nachdem sie fertig ist. Unter den wärmenden Strahlen der Heizlampe ziehe ich Maxi ihren Strampler an, während die Ärztin am Computer tippt. Als die Kleine wieder im Kinderwagen liegt, drehe ich mich zu ihr um und schaue sie fragend an.

»Das Kind hat nichts, soweit ich das erkennen kann«, resümiert sie und schaut mir dabei in die Augen.

»Wissen Sie, was die schlimmsten Worte waren, die ich als Arzt zu meinen Patienten sagen musste, als ich in der Radiologie gearbeitet habe?«

Die Ärztin schüttelt den Kopf.

»Die Menschen kamen mit der Hoffnung zu uns, dass man auf dem Röntgenbild, dem CT oder MRT endlich etwas findet, das nicht in Ordnung ist. Sie suchten eine Erklärung für ihre Beschwerden. Am verzweifeltsten, sodass sogar ich sie nicht beruhigen konnte, waren sie, wenn ich ihnen sagen musste: Wir können nichts finden.«

Der Rettungsring, den mir die Ärztin zuwarf, ist untergegangen. Ich kämpfe gegen das Gefühl der Hilflosigkeit an, von dem ich mir als Kind geschworen hatte, dass ich es nie wieder spüren wollte. Als ich wieder ein wenig Luft geschöpft habe, sage ich: »Genauso verloren fühle ich mich gerade. Denn mit der Kleinen stimmt etwas nicht.«

Mit dieser kaum noch erträglichen Ungewissheit mache ich mich auf den Heimweg. Clara und ich werden in dieser Nacht wieder kein Auge zumachen.

Die Sonne Ghanas auf 12 qm

6. und 7. September 2020

»Ruh dich doch mal ein bisschen aus. Du brauchst keinen Wecker zu stellen, wir kommen zurecht. Vielleicht schaffst du es dann auch noch, etwas von dem Papierkram zu erledigen. Da sind jede Menge Rechnungen für die Versicherung gekommen«, sagt Clara, als ich mich abends von ihr und Maxi in dem kleinen Krankenzimmer der Kinderonkologie verabschiede. Die Nacht vorher haben wir mehr schlecht als recht versucht, zu dritt in dem Zimmer zu schlafen. Clara im Krankenhausbett, ich im Notbett, das extra für Eltern im Schrank verstaut ist, und Maxi in ihrem Bettchen. Nachts kam regelmäßig eine Pflegefachkraft, um nach der Kleinen zu sehen, morgens ging es krankenhaustypisch in aller Frühe los. Außerdem hält uns beide der Gedanke wach, wie wir die Pflege der kleinen Maus zu Hause bewerkstelligen sollen.

Ich fahre nach Hause, sammle auf dem Weg den Hund bei meiner Mutter ein, damit ich nicht ganz allein in der großen Wohnung sein muss. Ich arbeite im Schneckentempo die Briefe und Rechnungen ab und falle danach erschöpft ins Bett.

Es ist ungewohnt, auf einmal ohne Clara im Schlafzimmer zu liegen. Mein Kopf ist voll von den Punkten auf meiner To-do-Liste, alles, was noch bis zu Maxis Entlassung aus dem Krankenhaus für die Pflege zu Hause besorgt werden muss. In allem schwingt die Sorge mit, nicht gut genug auf das Unvorhersehbare vorbereitet zu sein. Primus

spürt meine Anspannung, denn er legt sich ungefragt ans Fußende des Bettes. Während auf dem Laptop irgendeine Netflixserie läuft, holt mich die Müdigkeit ein und ich falle in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen fahre ich wieder zur Klinik, wo mich der Pförtner mit einem herzlichen Nicken begrüßt. Wie jeden Tag fülle ich das Coronaformular aus und schiebe das Blatt mit einem leisen »Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag« unter der Glaswand über den Tresen. Auf dem langen Flur der kideronkologischen Station gehe ich an den vielen Krankenzimmern vorbei. Die anderen Kinder und deren Eltern bekommt man fast nie zu Gesicht. Lediglich zu den Essenszeiten tauchen die Mütter, manchmal auch Väter, aus den Krankenzimmern auf, nur um dann sofort wieder mit einem Tablett zu verschwinden. Sie wirken wie scheue Tiere, die sich nur so lange wie unbedingt nötig im Tageslicht aufhalten, um der dort lauenden Gefahr zu entgehen. Vor den Zimmern mit den bunten Nummern an den Türen parken Kinderwägen, Kinderrollstühle und Gehwägen in den verschiedensten Farben. Die Kinder, die hier liegen, haben keine Wehwehchen, die einfach wieder weggehen. Die bunten Aufkleber an den Rollstühlen führen mir vor Augen, dass die Krankheit ein fester Teil in ihrem Leben und dem ihrer Familie ist. Mein inneres Pendel schwingt zwischen Beklemmung, was so ein Leben bedeutet, und einem Gefühl, das ich lange nicht mehr gespürt habe, zuletzt vielleicht als Jugendlicher: Neid. Was würde ich dafür geben, wenn so ein bunter Rollstuhl auch vor unserem Zimmer stünde. Ich klopfe behutsam an der Tür von Maxis Zimmer und trete ein. Clara verabschiedet sich gerade von einer Ärztin. In dem Gespräch ging es um die Medikamentenumstel-

lung. Ich lächele der Ärztin unter meiner Maske zu und warte, bis sie das Zimmer verlassen hat. »Und?«

»Na ja, man merkt, dass die sich hier mit der Pflege zu Hause nicht besonders auskennen. Ich hoffe, das Palliativteam meldet sich heute. Wir müssen auch noch...« Clara schaut auf ihren kleinen Zettel, auf dem sie sich Notizen gemacht hat, und will reflexartig die einzelnen Punkte aufzählen. Die Müdigkeit steht ihr ins Gesicht geschrieben.

»Das können wir auch später machen«, unterbreche ich sie. »Was hältst du davon, wenn du jetzt mal nach Hause fährst, in Ruhe duschst und Miri triffst.« Claras Freundinnen haben ihr angeboten, jederzeit mit ihr ein Eis essen zu gehen oder einen Spaziergang zu machen. Mit einem zarten Grinsen setze ich hinzu: »Ich hab tatsächlich einen Parkplatz direkt vor der Tür gefunden.«

»O.k., das mache ich.« Sie dreht sich zu Maxi und ich spüre, wie sie zögert. Schafft sie es wirklich zu gehen?

»Wir kommen zurecht und freuen uns auf eine erholte Mama«, ermutige ich sie.

»Also gut.« Sie muss sich einmal kurz sammeln, bevor sie von der Bettkante aufstehen kann. Wir umarmen uns und ich flüstere zuversichtlich: »Bald sind wir zu Hause, dann finden wir unseren eigenen Rhythmus.«

Clara packt noch ein paar Kleidungsstücke zusammen. Eine Fahrt zurück in die Wohnung, ohne zumindest ein wenig Dreckwäsche mitzunehmen, kommt nicht infrage. Sie bemerkt, wie mich das belustigt, und wir müssen beide lachen. Sie zögert, als würde sie überlegen, ob sie die Wäsche wieder in den Schrank zurücklegen soll, entscheidet sich aber dagegen. »Das bekommt auch so ein Krankenhaus nicht aus mir raus«, sagt sie lachend.

»Lass dir Zeit. Falls etwas ist, rufe ich dich an.«

Wir geben uns einen zarten Abschiedskuss. Clara streicht Maxi über die Wange, beugt sich zu ihr runter, küsst sie und flüstert ihr etwas in ihr Ohr. An der Tür bleibt sie noch einmal stehen.

»Jetzt aber los!« Mit diesen Worten lasse ich mich demonstrativ aufs Bett fallen. »Wir machen hier keine Dummheiten.«

Die Tür schließt sich hinter Clara. Stille. Ich habe mich nach der Betriebsamkeit auf der Intensivstation noch nicht an die Ruhe hier gewöhnt. Maxi atmet flach, aber gleichmäßig. Der Mediziner in mir checkt alles durch: Atmung, Zugänge, Blasenkatheter, Lagerung. Alles ist so gut, wie es eben sein kann. Einigermaßen beruhigt lehne ich im Bett zurück und überlege, was ich jetzt machen könnte. In meinem Inneren herrscht ein Mix aus Tatendrang, Ungeduld und Übermüdung. Vielleicht sollte ich mich ein wenig ablenken, um zur Ruhe zu finden. Ich habe die Zeitung von zu Hause mitgebracht und versuche, darin zu lesen. Doch obwohl ich die Buchstaben sehe, bekomme ich die Worte, die dort stehen, nicht zusammen. Mit einem Seufzer lege ich die Zeitung beiseite und mache den kleinen Fernseher an. Vielleicht kommt ja was. Nachdem ich alle Sender drei Mal durchgezappt habe, schalte ich das Gerät wieder aus. Ich checke mein Handy: keine Mails, keine Nachrichten. Ich hatte alle Projekte und Auftritte abgesagt. Somit gibt es nichts, was mich ablenken könnte. Maxi liegt unverändert in ihrem Bettchen. Ich drehe mich zu ihr und massiere ihre kleine Hand. Keine Regung. Das bin ich gewöhnt, dennoch überwältigt mich der Wunsch, wenigstens einmal eine klitzekleine Reaktion zu bekommen. Ich kämpfe mit den Tränen und starre an die Decke. Sind erst fünf Minuten oder ist schon eine Dreiviertelstunde rum,

frage ich mich, als sich die Zimmertür nach einem zarten Klopfen öffnet.

Eine schwarze Frau Mitte vierzig betritt den Raum, die Reinigungsfachkraft, die an diesem Tag für unser Zimmer zuständig ist. Sie zuckt ein wenig zusammen, als sie mich da liegen sieht, und fragt mit einem fast schüchternen Unterton, ob es in Ordnung sei, dass sie eben sauber mache.

»Jaja, selbstverständlich, bitte entschuldigen Sie die Unordnung.« Es ist mir unangenehm, am helllichten Tag auf dem Bett zu liegen. Deshalb stehe ich auf.

»Wo wollen Sie denn anfangen?«, frage ich, während ich bereits ein paar unserer Sachen beiseiteräume.

»Don't worry.« Die Stimme der Frau klingt nun kraftvoll und selbstbewusst. »Ich mache das schon.«

Mit gekonnten Bewegungen wischt sie zunächst den Boden am Fenster und arbeitet sich durch den Raum zu Maxis Bettchen vor. Bei der Kleinen angekommen, betrachtet sie das friedlich schlafende Kind und fragt: »Ist es schlimm?«

»Ganz schlimm.«

»Oh je...« Sie rutscht ins Englische. »What a shame.« Was für ein Jammer.

Ich frage auf Englisch, ob sie auch Kinder hat. Während sie weiter sauber macht, erzählt sie von ihren Kindern, die sehr lieb seien, nur der eine Sohn mache viel Ärger.

»Just like his father.« Genau wie sein Vater. Dabei kann sie die Enttäuschung darüber nicht unterdrücken.

Ob sie denn auch ihre Sommerpläne aufgrund von Corona habe ändern müssen, frage ich sie schließlich. Sie habe alles umbuchen müssen, antwortet sie, hoffe aber, im Winter zu ihrer Familie nach Ghana fahren zu können.

Ghana... unsere letzte große Reise. Clara und ich besuchten dort verschiedene Frauenschulen und Krankenhäuser.

Vor meinem inneren Auge tauchen die Bilder von den freundlichen Menschen, die uns dort begegnet sind, und der atemberaubenden Natur auf. Ich erzähle ein bisschen von unseren Eindrücken. Ihre Augen beginnen zu leuchten. Überall, wo wir gewesen waren, hat sie Familie oder kennt jemanden. Gemeinsam schwelgen wir in den Erinnerungen an dieses ferne Land.

Wir atmen beide tief durch und beenden unsere gedankliche Reise mit einem langen Seufzer voller Fernweh. Es kommt mir vor, als hätten wir ewig miteinander gesprochen, dabei sind nur wenige Minuten vergangen.

Als die Frau aus Ghana mit ihrer Arbeit fertig ist, bleibt sie in der Zimmertür stehen.

»Wie heißt sie denn?«

»Maxi.«

»Ich werde mein nächstes Kind Maxi nennen.« Sie spricht einen kurzen Segen und wir wünschen einander alles erdenklich Gute. Dann geht sie und folgt ihrer Routine im nächsten Zimmer.

Wie viele traurige Augen diese Frau wohl jeden Tag sieht, kämpfende glückliche und kämpfende verzweifelte Kinder? Dass jemand seinem nächsten eigenen Kind den Namen eines anderen Menschen geben will, hatte ich während meiner Zeit in Afrika öfter gehört. Auch wenn niemand wirklich erwartet, dass man das auch tut, drückt diese Redensart höchste Anteilnahme aus.

Ich lege mich wieder aufs Bett und nehme Maxis Hand. Ein paar Minuten lang spüre ich die Sonne Ghanas, das Lachen der Kinder und die Herzlichkeit der Menschen dort. Es ist, als wäre ich in unserem gerade mal zwölf Quadratmeter großen Zimmer bis nach Afrika gereist und hätte Maxi auf diese Reise mitnehmen dürfen.

»Mann, du brauchst einen Kaffee und solltest das Auto so schnell wie möglich abstellen«, rufe ich mich zur Ordnung. »Ich bin ja gleich da«, beruhige ich mich und kann schon die ersehnte Parklücke vor unserer Wohnung sehen. Die Autos vor und hinter dem freien Platz bleiben trotz meines etwas bemühten Einparkens unversehrt. Beherzt drücke ich etwas zu fahrig auf den Stoppknopf des Wagens, worauf er erst ausgeht und dann gleich wieder anspringt. »MARSUPILAMI!!!!«, schimpfe ich in Richtung Armaturenbrett. Dabei fällt mir auf, dass Clara und ich das Wort noch nie benutzt haben.

Ein Zeichen der Liebe in einer dunklen Zeit

3. Oktober 2020

Ich warte im Flur unserer Wohnung. Maxi ist in der Wanne des Kinderwagens kuschelig eingepackt. Gerade will ich mich runterbeugen, um sie in das Gestell des Kinderwagens zu heben, als Clara aus dem Schlafzimmer kommt.

Ich kann meinen Augen nicht trauen. Sie steht vor mir in einem bodenlangen champagnerfarbenen Rock, der ihre Figur seidig umschmeichelt. Dazu hat sie einen feinen Kaschmirpullover an, am Rücken tief ausgeschnitten, so dass man die Spitze des zarten Oberteils erahnen kann, das sie darunter trägt. Wie in aller Welt hat sie es geschafft, sich das alles zu besorgen? Wir sind doch Tag und Nacht mit der Pflege von Maxi, Rechnungen für Medikamente,

der Beaufsichtigung der Geräte und irgendwelchen Besorgungen beschäftigt.

»Ich dachte mir, ein wenig dem Anlass entsprechend muss ich mich ja schon anziehen. Gefällt es dir?« Claras Augen funkeln mich an.

Ich bin sprachlos. Niemals hätte ich gedacht, dass sie noch so viel schöner sein kann, als sie eh schon ist. Vor mir steht eine hochgewachsene Frau mit blonden Haaren und einem Outfit, das auf betörende Weise mit ihrer Silhouette spielt.

»Du siehst atemberaubend aus.« So sehr, dass ich kaum den Blick von ihr wenden kann. Als ich mich wieder etwas gefangen habe, fällt mir auf, dass mein Erscheinungsbild überhaupt nicht mehr angemessen ist. Ich trage zwar eine gut geschnittene, aber einfache Stoffhose, ein frisch gebügeltes Hemd und einen Pullover, aber so kann ich nicht, das ist mir schlagartig klar, mit ihr zum Standesamt fahren. »Gib mir drei Minuten«, sage ich und renne regelrecht ins Schlafzimmer. »Meine Güte, siehst du toll aus«, rufe ich Clara zu, die im Flur wartet, während ich im Schrank nach passenden Klamotten wühle. Ich finde einen italienischen Anzug, schwarz mit einer eleganten Musterung, und schnappe mir die Hose vom Bügel. »Bin gleich da«, rufe ich auf einem Bein hüpfend. Ich habe doch vor einer Weile einen schwarzen Rollkragenpullover online bestellt. Er liegt noch in Papier verpackt in einem Fach. Hoffentlich passt er, denke ich, und ziehe ihn über den Kopf. Sitzt! Super!

Auf Socken laufe ich in den Flur zurück, um nach geeigneten Schuhen zu suchen. Ich will ja nicht der Grund sein, zu spät zum Standesamt zu kommen. Zur eigenen Hochzeit, das wäre ja wie im Film. Clara hockt neben Maxi, die in der Kinderwagenwanne schläft, und streichelt ihr Gesicht. Ich kann mich kaum lösen von diesem Bild, das

aussieht wie ein Ölgemälde eines alten Meisters, auf dem ein Engel vom Himmel herabsteigt, um einem Menschen durch seine sanfte Berührung das Leid zu nehmen. Ich packe meine schwarzen Stiefel, schlüpfte hinein und werfe mir den Mantel über. »So, jetzt kann ich zumindest etwas mithalten.«

Stufe für Stufe tragen wir den Kinderwagen bis zur Eingangstür hinunter. Kaum sind wir draußen, sagt Clara lachend: »Wenn uns jemand sieht ...«

»Na, dann sagen wir, dass wir zu einer Hochzeit fahren. Welche das ist, geht ja niemand etwas an.«

Ein Blick auf die Uhr zeigt: Wir liegen noch knapp in der Zeit. Und was soll im Rathaus schon los sein, mitten im Coronalockdown. Hochzeiten sind zwar erlaubt, aber nur im kleinen Kreis. Wir haben daraus den kleinsten Kreis gemacht: Clara, Maxi und ich, begleitet von Primus, dem vierbeinigen Trauzeugen und Blumenkind in Personalunion, der aber während der Trauung leider im Auto warten muss.

»Schön, dass wir das jetzt tun«, sagt Clara im Auto und nimmt meine Hand. »Auch wenn wir alle anderen Pläne über den Haufen werfen mussten. Das ist ein Zeichen der Liebe in einer dunklen Zeit.«

Am Rathaus angekommen, haben wir freie Parkplatzwahl. Wo sonst alles zugestellt ist, steht heute nur ein einziges Auto. Wir laden den Kinderwagen aus und schieben ihn in das alte Rathaus, das früher einmal ein Bahnhof war, den ich schon als Kind mochte. Ein weißer prächtiger Bau, aber nicht überdimensioniert.

»Rechts runter, dann den Gang links und am Ende das Zimmer, wo Anmeldung steht«, weist uns der Pförtner den

Weg. Auch wenn ich unter der Maske nur die obere Hälfte seines Gesichtes sehen kann, merke ich, dass er uns anlächelt.

»Kommen Sie rein«, sagt der Standesbeamte, kaum haben wir an die Tür geklopft. »Huch?«, fügt er hinzu, als wir zu dritt den Raum betreten. »Kommt da noch jemand? Oder sind Sie allein?«

»Na ja, das muss so reichen«, erwidere ich.

»Solange die beiden Eheleute da sind, ist alles gut. Im Moment läuft sowieso alles etwas anders. Aber bezahlen müssen Sie leider trotzdem.« Er lacht verschmitzt. »Setzen Sie sich doch, dann erkläre ich Ihnen kurz den Ablauf.«

Vor uns auf dem Tisch befinden sich ein Bezahlterminal für EC-Karten, zwei Stiftbecher, einer mit »sauber«, der andere mit »Finger weg«, sowie ein paar Formulare. Maxi liegt im Kinderwagen hinter uns und schläft friedlich. Wir hören den Erläuterungen des Standesbeamten geduldig zu und erledigen die Formalitäten. Ich bezahle die Gebühr wie beim Supermarkt an der Kasse mit meiner EC-Karte.

»So, bevor Sie jetzt denken, das war es schon, kann ich Sie beruhigen. Auch in Coronazeiten verzichten wir nicht auf eine kleine feierliche Zeremonie. Warten Sie bitte noch einmal auf dem Flur. Ich hole Sie dann gleich dort ab.«

Nach ein paar Minuten kommt der Standesbeamte wieder zu uns und bedeutet uns, ihm zu folgen. Wir betreten einen kleinen Saal, an dessen Kopfende ein massiver hölzerner Schreibtisch steht, dahinter ein thronähnlicher Sessel, davor zwei etwas kleinere, aber nicht weniger eindrucksvolle Holzstühle.

»Bitte, nehmen Sie Platz. Sie sind mein letztes Paar, deshalb machen wir das jetzt ganz genüsslich. Trauzeugen brauchen Sie nicht, ich reiche dafür aus. Irgendeinen Vor-

teil muss es ja haben, ein Beamter mit entsprechenden Befugnissen zu sein.«

Er liest uns feierlich aus der Urkunde vor und fragt uns nacheinander, ob wir in die Ehe einwilligen wollen.

»Die Unterschrift ist nur noch Formsache, das Jawort, das Sie sich gerade gegeben haben, ist das, worauf es rechtlich ankommt.«

»Ja gut, dann ja«, scherze ich. Wir unterschreiben und erheben uns. Ein bisschen komisch fühlt es sich schon an, so ohne Familie und Freunde, die diesen emotionalen Moment heute nicht miterleben. Maxi schläft immer noch.

»Wollen Sie, dass ich ein Foto von Ihnen mache?«

Heute bin ich nämlich alles, Beamter, Fotograf, Trauzeuge, nur nach Hause werde ich Sie nicht fahren.«

Wir postieren uns vor einem großen Ölgemälde.

»Schauen Sie mal, ob die so in Ordnung sind«, sagt der Beamte und reicht mir mein Handy.

Er hat unsere Füße abgeschnitten.

»Oha! Könnten Sie noch mal? Sonst habe ich direkt den ersten Ärger mit meiner Frau.«

Clara lacht und kneift mich in die Seite. Während wir uns noch sortieren, knipst der Standesbeamte schon drauflos, dieses Mal sind auch unsere Füße drauf. Die Bilder strahlen pures Glück aus. Wir haben gerade ganz bewusst einen wichtigen Schritt auf unserem Weg gemacht und dem Universum damit getrotzt. Und das, obwohl es uns mit aller Kraft aus der Bahn werfen will und es allein schon unmenschliche Energie braucht, um überhaupt aufrecht stehen zu bleiben. In diesem Moment, mit meiner Traumfrau an meiner Seite, wird mir klar: Das Schicksal kann uns nicht auseinanderreißen, sondern nur enger zusammenschweißen.

Impressum

© 2021 GRÄFE UND
UNZER VERLAG GmbH,
München



ISBN 978-3-8338-8104-6
1. Auflage 2021

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Verbreitung durch Bild, Funk, Fernsehen und Internet, durch fotomechanische Wiedergabe, Tonträger und Datenverarbeitungssysteme jeder Art nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.

Dieses Buch entstand unter Mitarbeit von Stephanie Ehrenschwender.

Projektleitung:
Christof Klockner
Bildredaktion:
Nele Schneidewind
Umschlaggestaltung:
Sabine Krohberger,
ki36, München
Herstellung: Markus Plötz
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Reproduktion:
Ludwig Media, Zell am See
Druck und Bindung:
Livonia, Riga

Bildnachweis

Cover: Robert Grischek,
Hamburg

Umwelthinweis

Nachhaltigkeit ist uns sehr wichtig. Der Rohstoff Papier ist in der Buchproduktion hierfür von entscheidender Bedeutung. Daher ist dieses Buch auf PEFC-zertifiziertem Papier gedruckt. PEFC garantiert, dass ökologische, soziale und ökonomische Aspekte in der Verarbeitungskette unabhängig überwacht werden und lückenlos nachvollziehbar sind.

Die GU-Homepage finden Sie unter www.gu.de

„HÄTTE DAS UNIVERSUM EINE BRILLE, ICH WÜRDIE SIE ZERTRETEN.“

Sympathisch, kompetent, menschlich nah und humorvoll – so kennt man Dr. Johannes Wimmer aus Internet und TV. Ein schwerer Schicksalsschlag stellt das Leben des beliebten TV-Mediziners von einem Moment auf den anderen auf den Kopf.

Nur wenige Monate nach der Geburt erkrankt seine kleine Tochter schwer. Die Familie verliert den Kampf um das Leben des Kindes.

Hautnah und sehr persönlich teilt Dr. Wimmer nun, wie er und seine Familie es schaffen, sich von der Faust des Universums nicht erdrücken zu lassen, auch wenn ihnen im Schmerz manchmal die Luft zum Atmen fehlt.

Wie ein Roman trifft dieses Buch mitten ins Herz und ist doch eine wahre Geschichte: zutiefst ergreifend und ein starkes Zeichen der Zuversicht.

